

Die Geiß wird zur Chèvre

Das Elsässerdeutsch stirbt aus. Ein paar Junge versuchen, die Mundart zu lernen. Aber die Alten wollen sie nicht weitergeben. So wird der Dialekt langsam zur Folklore.

Von Florentine Fritzen

STRASSBURG, 4. August
Das Elsässerdeutsch hat einen sehr schönen Grabstein bekommen. Es muss ihn sich allerdings mit dem Bretonischen, dem Okzitanischen, dem Korsischen und dem Baskischen teilen: Das Pariser Parlament beschloss vor gut zwei Wochen, die französischen Regionalsprachen in die Verfassung aufzunehmen. Sie gehörten „zum Erbe Frankreichs“, heißt es jetzt in Artikel 75. An einer anderen Rechtsnorm ändert das nichts: „Die Sprache der Republik ist das Französische.“ Das steht in Artikel 2.

Yves Bur hat im Schloss von Versailles für die Verfassungsreform seines Parteifreundes Nicolas Sarkozy gestimmt, in der die erstmalige Erwähnung der Regionalsprachen nur eine von vielen Änderungen war. Der Elsässer Abgeordnete glaubt aber nicht, dass der Verfassungsrang dem deutschen Dialekt viel nutzen wird. „Durch die Verfassungsänderung wird es nicht einen elsässischen Muttersprachler mehr geben“, sagt der 57 Jahre alte Politiker auf Französisch. Schlimm findet Bur das nicht. „Dass immer weniger Dialekt gesprochen wird, ist doch ganz normal.“ Noch ungefähr 600 000 Menschen beherrschen die Mundart, die meisten davon sind alt. Bur, der mit seinen Verwandten selbst noch Elsässerdeutsch spricht, sagt: „Wir wissen, was das bedeutet.“

Es bedeutet die Historisierung des Elsässerdeutschen und zugleich seine Folklorisierung. Der Politiker der Präsidentenpartei UMP weiß das auch aus seinem Alltag in Lingolsheim. Yves Bur ist nicht nur Abgeordneter in der Assemblée Nationale in Paris, sondern auch Bürgermeis-

ter eines Straßburger Vororts mit 17 000 Einwohnern. An diesem Sommertag kommt er nach der Mittagspause im Polohem in das weiße Rathaus mit den Sandstein-Fensterrahmen. In seinem Büro erzählt der Bürgermeister, dass die Alten in Lingolsheim noch im Dialekt darüber fachsimpeln, wie die Geranien in ihren Gärten am besten gedeihen, und dass sie abends den Volksmusiksendungen im öffentlich-rechtlichen deutschen Fernsehen lauschen. Die Jungen hingegen soll jeden Sommer ein Festival nach Lingolsheim locken, auf dem der „Elsässische Barde“ Roger Siffer in der Mundart rappt. Bur erzählt auch, dass er als Junge erst an der École maternelle, im Kindergarten, Französisch lernte. „Zu Hause haben wir immer Elsässisch geredet.“ Diesen einen Satz sagt er auf Elsässerdeutsch.

Die Sprache lernt heute kaum noch jemand in den beiden Départements Haut-Rhin und Bas-Rhin, die zusammen die Region Elsass mit ihren knapp zwei Millionen Einwohnern bilden. Auch Arnaud Serafin und seine Verlobte werden später einmal Französisch mit ihren Kindern sprechen. Serafin ist 25 Jahre alt und der Vorsitzende von „Junge fers Elsassische“. Der Straßburger Verein hat 40 Mitglieder und bietet Mundart-Sprachkurse an. Das nutzen vor allem auch Austausch-Studenten aus Kanada oder Brasilien, „weil es so ein bisschen folklorig ist“, sagt Serafin. Der Vorsitzende hat selbst erst vor ein paar Jahren diese Kurse besucht, und sein Elsässisch holpert noch etwas. Flüssiger kommt es seinem gleichaltrigen Freund Julien Riehl und seinem 31 Jahre alten Trauzeugen Jean-François Wollbrett von den Lippen, aber die sind auch schon länger dabei.

Das Erdinger Hefeweizen und das Fischer Ambrée vom Fass aus dem nahen Schiltigheim bestellen die drei jungen Männer in der Straßburger „Académie de la bière“ auf Französisch. „Wenn die Bedienung dreißig Jahre älter wäre und die Kneipe auf dem Land“, sinniert Serafin, der jeden Tag nach Basel zu seinem Pharmaunternehmen pendelt, „dann hätten wir wahrscheinlich Elsässisch mit ihr geredet.“ Als die Gläser aneinanderklirren, rufen sie „G'sundheit!“ und „s'Geld!“

Die Frauen am Nachbarisch prostern sich mit „à votre santé“ zu. Auf den Straßen von Straßburg küssen sich die Menschen zur Begrüßung auf die Wange und murmeln dabei „ça va“ wie überall sonst



Historie: Wandbild mit elsässischer Sprache an der Mauer eines Bauernhofs in Volgelshem im Département Haut-Rhin

Foto dpa

in Frankreich. Die Innenstadt zwischen Place Kléber und Münster beherrschen dieselben Geschäftsketten wie jede andere französische Großstadt. Trotzdem, sagt Yves Bur in Lingolsheim, gebe es eine Tendenz, stolz auf die Besonderheiten des Elsass zu sein – manchmal sogar zu stolz. „Der Elsässer denkt immer: Wir sind die Besten.“

Diese Mentalität speise sich auch daraus, dass das Elsass nach Île-de-France und zusammen mit Rhône-Alpes im Südosten der zweitgrößte Nettozahler unter den französischen Regionen sei. Zudem sei die obligatorische regionale Zusatzkrankenkasse anders organisiert als in den anderen Regionen, was bei manchen Elsässern das Gefühl erwecke, sie nähmen weniger Leistungen in Anspruch als

der Rest der Franzosen. Als Bürgermeister weiß Bur außerdem, dass die meisten Paare nur noch standesamtlich heiraten und sich nicht mehr für die Kirche interessieren. „Trotzdem halten wir an unserem Konkordat fest, das die Bistümer Straßburg und Metz unabhängig von der französischen Bischofskonferenz macht.“ Bur sagt, es könnte sein, dass die Menschen auch wegen dieser Mentalität im Elsass mehr als anderswo die rechtsextreme Front National wählen: „Die Leute haben Angst um ihren Lebensstandard – und um ihre Identität.“

Anders als Bürgermeister Bur ist François Schaffner überzeugt, dass sich diese Identität entscheidend durch das Elsässerdeutsch konstituiert. „Störche und Sauerkraut gibt es auch anderswo. Unsere Sprache nicht.“ Der 62 Jahre alte Mann im dottergelben Polohem ist der Vorsitzende des Vereins „Culture et bilinguisme“ und damit beschäftigt, die Rolläden im Erdgeschoss eines Gründerzeithauses am Boulevard de la Victoire nach oben zu ziehen. Schaffner nennt die Straßburger Prachtstraße lieber Niklausring. Das Straßenschild ist zweisprachig wie die meisten in der Stadt. Im Stadtplan stehen nur die französischen Namen, nicht die ursprünglichen Elsässer Bezeichnungen.

Jetzt fällt die Sonne auf Regale voller Ordner, Zettel, Bücher und Zeitschriften. Schaffner erzählt von seinem Verein, der 1968 gegründet wurde und 1100 Mitglieder hat. „Culture et bilinguisme“ trägt den Beinamen „René-Schickele-Gesellschaft“, aber der Vorsitzende hat noch gar nicht daran gedacht, dass der Elsässer Schriftsteller an diesem Dienstag 125 Jahre alt wird. Wenn er über das Elsässerdeutsche redet, argumentiert er lieber ökonomisch als kulturell. „Der Reichtum der Region hängt davon ab, ob wir Deutsch können“, sagt Schaffner und weist darauf, dass immer weniger Elsässer zur Arbeit nach Deutschland und in die Schweiz pendelten, wo die wichtigen Firmen säßen.

Wegen Forderungen, die Leute wie Schaffner jetzt mit dem Argument des Verfassungsrangs der Regionalsprachen vernehmlicher stellen können als zuvor, haben viele von Yves Burs Kollegen in



der Nationalversammlung gegen die Verfassungsänderung gestimmt. Bur selbst sagt gelassen: „Einige Aktivisten werden versuchen, Rechte daraus abzuleiten.“ Der Abgeordnete verweist darauf, dass Frankreich die europäische Charta der Regionalsprachen – anders als die meisten anderen EU-Länder – bisher nicht unterzeichnet habe.

Schaffner macht sich jetzt trotzdem Hoffnungen. Er setzt die Lesebrille auf, die an einem abgewetzten Band um seinen Hals baumelt, und zieht die Position seines Vereins „Culture et bilinguisme“ zur Verfassungsreform aus einem Päckchen Papier hervor. Die Reform sei nur ein Anfang, steht auf den zwei A4-Seiten, und jetzt müssten Gesetze her, vor allem Schulgesetze. Schaffner ist hauptberuflich Erdkundelehrer, und er fordert mehr bilinguale Klassen: „Drei Stunden Deutsch pro Woche reichen nicht in einer Gegend, die frankophon geworden ist.“ Nur vier bis fünf Prozent der unter Zehnjährigen könnten im Département Bas-Rhin noch Elsässerdeutsch, in Haut-Rhin sei es sogar nur ein Prozent. „Man kann jeden Dialekt nicht erhalten, ohne Hochdeutsches zu lernen“, glaubt Schaffner. Gleichzeitig dürfe das Hochdeutsche den Dialekt nicht verdrängen: „Die Deutsch-

lehrerin darf ein Kind, das im Unterricht von einer Geiß spricht, nicht mehr verbessern und sagen: „Das heißt Ziege.“

Die meisten Kinder in der Gegend kennen das Tier heutzutage ausschließlich unter der Bezeichnung „chèvre“. Seit 1945 gehört das Elsass wieder zu Frankreich, eine vergleichsweise lange Zeit: 1871 musste Frankreich das Gebiet an das Deutsche Reich abtreten, 1918 wurde es wieder französisch, 1940 besetzte es die deutsche Wehrmacht. „Für meine Mutter und meinen Vater ist Deutsch die Sprache der Großeltern“, sagt Arnaud Serafin in der Bierkneipe. Die Großeltern aber verboten den Eltern in den fünfziger und sechziger Jahren, den Dialekt zu benutzen – aus den Kindern sollte schließlich einmal etwas werden.

Als Serafin anfing, Elsässerdeutsch zu lernen, berichtete er einem alten Mann in seinem Heimatdorf bei Mulhouse von den Sprachkursen. Der Alte scherzte: „Weißt du auch schon, was ein Hinterlader ist?“ – „Das ist ein Schwuler“, ruft Julien Riehl, und dann sagt Serafin: „Die Alten tun so, als wäre die Mundart eine Sprache, um Witze zu machen.“ Wollbrett, der die „Junge fers Elsassische“ 1999 mitgegründet hat, sagt: „Sie wollen den Dialekt nur in ihrem eigenen Kreis sprechen. Das ist eben die Dorfmentalität.“ Dazu kommt, dass das Elsässerdeutsch in jedem Dorf anders klinge und dass jeder seinen Dialekt für den einzig richtigen halte. Serafin bedauert: „Die Alten wollen ihre Sprache gar nicht weitergeben.“

Die drei „Junge fers Elsassische“ aber träumen von einer „Scharnierzeit“, aus der das Elsässische als etwas Cooles, Angesagtes hervorgehen könnte: „Das Stereotyp, dass das Elsässische tot sei, dass es Folklore sei und nicht Rock – das stirbt“, glaubt Serafin. Wollbrett gibt immerhin zu, „dass wir dreißig Jahre hinter der Bretagne her hinken“. Im Nordwesten Frankreichs trinken Jugendliche bretonische Cola, hören keltische Musik und kaufen sich T-Shirts mit dem Aufdruck „À l'aise Breizh“, was für „bretonisches Wohlfühl“ steht. Im Elsass würde es kaum jemandem einfallen, auf einer Party Elsässer-Limo anzubieten, selbst wenn es sie gäbe. Den „Junge fers Elsassische“ würde es nicht einfallen, sie zu erfinden.



Folklore: Elsässische Skulpturen im Sommer vergangenen Jahres auf einer Schau vor dem Straßburger Münster

Foto AFP

Was von den Spielen übrig blieb

In Athen werden viele Olympia-Sportstätten heute zu anderen Zwecken genutzt – aber die Bürger klagen über zu viel Beton / Von Michael Martens

ATHEN, im August. Im Hochsommer kann die griechische Hauptstadt mit ihrem Lärm und der von den Betonburgen auf die Straßen zurückgeworfenen Hitze eine zermürbende Metropole sein. Wer es sich leisten kann, verlässt Athen. Von Mitte Juli bis Mitte August haben viele Restaurants und Läden geschlossen, die Besitzer verbringen den Urlaub an den griechischen Küsten. Wer dableiben muss, findet am besten im Süden der Stadt Abkühlung, in Piräus, wo oft wenigstens ein frischer Wind vom Meer her weht.

So machen es auch die Bewohner des Stadtteils Kallitheia, dessen südliche Ausläufer an den Saronischen Golf heranreichen. So haben sie es jedenfalls gemacht, als es ihnen noch möglich war, was aber schon seit längerem nicht mehr der Fall sei, wie die Mitglieder der „Gemeindebewegung von Kallitheia“ versichern, die im Büro eines Radiosenders zum Gespräch gebeten haben. Seit den 21. Olympischen Sommerspielen, die vom 13. bis zum 29. August 2004 in Athen stattfanden, sei den etwa 200 000 Einwohnern ihres Stadtteils der direkte Zugang zum Meer verbaut. Verlassene Sportstätten, in denen vor vier Jahren Boxer, Handballer oder Taekwondo-Kämpfer um Medaillen rangen, stehen nun zwischen dem Meer und den Leuten von Kallitheia – und niemand weiß, wie

lange das noch so sein wird. „Die Olympiabauten haben viel freien Raum eingenommen. Jetzt stehen sie leer, würden aber weder verkauft noch für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Und wir haben den Zugang zum Meer verloren“, sagt eine Mitarbeiterin der Bürgerinitiative, deren Mitglieder vor zwei Jahren mit einer symbolischen Besetzung des Geländes gegen die urbane Brache in bester Lage protestierten. „Wir wollen freien Zugang zu dem Gelände und Bäume, denn Athen fehlt es an Grün. Die Olympischen Spiele waren eine Chance, die Lebensqualität der Stadt zu verbessern, aber nichts davon ist geschehen. Wir haben nur noch mehr Beton“, sagt ein anderes Mitglied des Zusammenschlusses. War es ein Fehler, die Spiele nach Athen zu holen? „Ein riesiger Fehler“, sagt der junge Mann.

Ganz so düster wie in Kallitheia ist die Lage nicht überall. Viele Athener nutzen täglich das U-Bahn-Netz. Auch die Luftqualität habe sich verbessert, versichern ältere Athener. Und zumindest bei einigen ehemaligen Sportstätten hat der Staat gute Lösungen zur Nachnutzung gefunden. Dass dies nicht gelingen und den Staat auf Jahrzehnte hinaus finanziell belasten würde, hatten viele griechische Gegner einer Bewerbung Athens um die Austragung des größten Sportereignisses der

Welt seit langem gefürchtet. Ein kleines Land wie Griechenland, sagten sie, könne es sich nicht leisten, eine solche Großveranstaltung zu schultern. Das ist zum Teil widerlegt. Um die olympischen Bauten zu vermarkten, hat der griechische Staat die Firma „Hellenic Olympic Properties“ (Hop) gegründet, die zu 100 Prozent dem Wirtschaftsministerium gehört. Sie verwaltet das bauliche Erbe der Spiele und schließt mit den bei Ausschreibungen siegreichen Investoren zum Teil über zwei, drei Jahrzehnte währende Pachtverträge.

Konstantinos Matalas, der Direktor der Hop, nennt als Beispiel die ehemalige Badminton-Halle, die durch einen Pachtvertrag über 20 Jahre Laufzeit in ein Musical-Theater umgewandelt wurde. „Es war das erste Objekt, das der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Seit Januar 2007 können dort auch große Produktionen gespielt werden, die vorher keine angemessene Spielstätte in Athen hatten. Das ist finanziell und kulturell ein Erfolg.“ In anderen Gebäuden befinden sich Einkaufszentren, manche werden als kommerzielle Sportanlagen genutzt oder dienen griechischen Sportlern als Trainingszentren.

Allerdings schränkt Matalas ein, dass sich für einige Objekte keine privaten Investoren auftreiben ließen. Dennoch seien auch in diesen Fällen Lösungen gefun-

den worden. Das ehemalige Gewichtheberzentrum Nikea wurde der Universität Piräus zur Verfügung gestellt, die dort Hörsäle eingerichtet hat. Das Pressezentrum von 2004 wird das Gesundheitsministerium beherbergen. Die alten Gebäude des Ministeriums sollen vermietet werden. Das Gelände des alten Athener Flughafens Hellenikon, wo vor vier Jahren in ehemaligen Hangars unter anderem Fechten

Kenner sagen: Wenn private Betreiber gewonnen werden, gehe es gut. Wenn der Staat beteiligt sei, dauere es ewig.

und Basketball betrieben wurde, soll ein Park werden, dessen Sportanlagen nach Möglichkeit erhalten werden sollen, um das Freizeitangebot des Gebietes zu verbessern. Der Vorschlag, auf einem Teil des Arealen einen Golfplatz anzulegen, um auch reiche Touristen länger als die üblichen 1,5 Besuchstage zur Besichtigung der Akropolis in der Stadt zu halten, setzte sich dagegen nicht durch, und in einigen Fällen wirken auch die Sportanlagen heute deplaziert. Auf dem Gelände von Helle-

nikon wurden auch die Wettbewerbe im Hockey und Baseball ausgetragen. „Das wird nicht gespielt in Griechenland. Aber die Einrichtungen werden für Konzerte genutzt“, so Matalas. Die Leute in Kallitheia übrigens hätten derzeit zwar noch Recht, wenn sie klagen, dass ihnen der Zugang zum Meer genommen worden sei, sagt der oberste Nachlassverwalter der Olympischen Spiele von Athen. „Aber dort wird ein Park entstehen, und im Strandvolleyballstadion sollen Konzerte abgehalten werden.“ Die Einwohner von Kallitheia, macht Matalas deutlich, werden ihr Meer zurückbekommen.

Ein Kenner des Immobilienmarktes von Athen, der nicht namentlich genannt werden will, spricht weniger rücksichtsvoll von den Bürgerinitiativen und Stadtteilverwaltungen, die sich in die Planungen zur Nachnutzung der Bauten von 2004 einmischen. Besonders der Fall Kallitheia erbot ihn. „Die wollen nur deshalb einen direkten Zugang zum Meer, um dort alles unter Kontrolle bringen und Jachthäfen anlegen zu können. Es geht ihnen um Geld. Sie wollen Teile der Stadt privatisieren“, sagt der Mann. Dabei seien die lokalen Verwaltungen meist nicht einmal in der Lage, die Objekte zu vermarkten oder zu verwalten. „Die Gemeinden lehnen oft jede kommerzielle Nutzung ab, weil die

Anlagen der Bevölkerung gehören sollen. Tatsächlich wollen sie aber nur die Kontrolle über die Anlagen haben, um dann staatliche Unterstützung für deren Betreuung zu fordern. Es ist immer dasselbe: Wenn private Betreiber gewonnen werden, geht es gut. Wenn der Staat beteiligt ist, dauert es ewig. Dann tut sich nichts, als hätte man alle Zeit der Welt.“

Die Bilanz der Hop nach vier Jahren bezeichnet er als gemischt, was auch an den chaotischen Planungs- und Genehmigungsverfahren in Griechenland liege, die manche Projekte um Jahre verzögern könnten. So geschieht es im Streit um die ehemalige Halle für Tischtennis und Sportgymnastik im Stadtteil Galatsi. Sie soll in ein Einkaufszentrum umgewandelt werden, doch vor allem Geschäftsleute aus der Umgebung fürchten die Konkurrenz. Dennoch sei die Verpachtung von einigen Sportstätten erfolgreich. Allein der Wert der sechs wichtigsten Verträge umfasse ungefähr 1,5 Milliarden Euro. Über die Dividenden leiste die Hop damit Jahr für Jahr einen Beitrag zum staatlichen Budget. Und das habe vor einigen Jahren, als viele meinten, Griechenland werde noch für Generationen für den Luxus bezahlen müssen, die Spiele von Olympia in ihr Ursprungsland heimgeholt zu haben, immerhin kaum jemand erwarten können.